

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 21 (1941-1942)
Heft: 7

Rubrik: Politische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

an die Innigkeit mystischer Blütezeit gemahnen. Wie schön warnt er vor übertriebener ängstlicher Sorge um zeitliche und vergängliche Güter. — Ergreifend schreibt er von der geistigen Kirche, dem Reiche Gottes: „... in jedem einzelnen Menschen erhebe sich eine heilige Kirche wie ein mächtiger Bau gen Himmel, im Herzen und im Geist, im Gewissen. Hier soll man ins Gericht gehen, hier beten und hier beichten. Man bewahre den inneren Menschen rein und keusch...“ Wenn er auch zu gewissen Zeiten das Almosengeben als äußerliche Scheinheiligkeit, als nichtsnutzig bezeichnet, so schreibt er gegen Ende seines Lebens mit rührenden Worten von der Liebe zu den Armen: „Wie goldene Bäche sollen die Almosen und Gaben aus dem guten Menschen fließen“. Sehr schön äußert er sich auch über die Heiligenverehrung: „Wir können zwar zu keinem Heiligen gelangen“, meint er, „aber sie zu uns“. Heilig ist nach ihm der von der Religion völlig durchseelte Mensch.

Vor allem hat er die Mutter des Herrn aus seinen Jugendtagen in Einsiedeln tief ins Herz geschlossen. Nie hat er die Lästerungen seiner Zeit über sie mitgemacht. „Wir danken auch Gott, daß er uns so gütiglichen befohlen hat der Jungfrauen, die da vollkommen macht die hl. Dreifaltigkeit (typisch paracelsische Originalität!), uns zu einem Beschirm...“ — Kreuz und Leid in Geduld ertragen, gehören schließlich und endlich notwendig zur Religion des Gekreuzigten. Und Paracelsus kann sich rühmen, ein schweres Kreuz getragen zu haben. Das ist der Weg der Nachfolge Christi.

Paracelsus ist kein schlackenloser Mensch. Auch er leistete menschlichem Fehl und Irrgang seinen Tribut. Trotzdem bleibt er ein Großer und Verdienstvoller. Sein Porträt hing an der Landesausstellung mit vollem Recht in der Bildergalerie berühmter Eidgenossen. Goethes Faust trägt mehr paracelsische als faustische Züge. „Warum ist das Herz des Menschen so weit und das Leben so eng?“ entrang sich dem früh verbrauchten Paracelsus. Doch sein überzeitliches Wirken, nach vierhundert Jahren in neuem Reichtum aufgeblüht, steht als Zeuge des Geistes hoch über aller Gebundenheit des sterblichen Stoffes.

Politische Rundschau

Zur Lage.

Die Berichtstappe verzeichnet an erster Stelle die Entscheidungskämpfe an der Front in Rußland, welche nach wie vor den Ablauf der gesamten Ereignisse im Bereiche des Krieges, der sich — in den letzten Wochen allerdings weniger sichtbar, gleichsam unter der Oberfläche — ausweitet, und der Kriegspolitik bestimmen. Ihnen gegenüber bleiben die Entwicklungen auf den an-

deren Gebieten und Feldern weit zurück; doch wird man mit Vorteil nicht in den Fehler verfallen, sie deswegen in ihrer kriegspolitischen — und „nachkriegspolitischen!“ — Bedeutung, vom Standort einer weiteren Perspektive, nicht gebührend zu beachten. In der sicheren Erwartung des nahe bevorstehenden Abflauens der Kampfhandlungen an der russischen Front, die, angesichts der fortschreitenden Jahreszeit, so oder so ihren vorläufigen Abschluß finden werden, wird der kontinentale Europäer sich im übrigen allmählich mit dem Gedanken vertraut machen, daß die intensive Inangriffnahme der Organisation des kontinentalen Großraumes durch die Führung des Deutschen Reiches möglicherweise im Bereiche der nächsten Zukunft liegen kann.

Der deutsch-russische Krieg.

Die Entwicklung der Kriegereignisse im Osten ist in gesteigertem Grade durch die alleinige Initiative des deutschen Heeres bestimmt. Nach der schweren Beanspruchung der Armeen des Marschalls Budjonnj, die in der Schlacht um Kiew zur Einschließung und Vernichtung großer Teile seiner Truppen geführt hatte, stießen die deutschen Armeen weiter in der Richtung Charkow vor, legten aber in der Folge das Schwergewicht mehr nach rechts, indem sie den schon vordem eingeleiteten Vorstoß an der Küste des Asowschen Meeres weitertrieben, der sie nun bis in die südwestliche Grenze des Donezbeckens geführt hat. Dagegen ist der Vorstoß in die Halbinsel Krim über das in der Landenge liegende Perekop nicht hinausgekommen — die russischen Berichte schreiben dies dem Widerstand der eigenen Truppen zu, die deutschen freilich schweigen darüber. In den letzten Tagen ist die russische Position auf der Halbinsel ohne Frage durch die namhaften Kräfte verstärkt worden, die, anscheinend in gelungener Durchführung, aus Odessa zurückgezogen worden sind und wohl ihren Weg über Sebastopol genommen haben. Die größte Hafenstadt des Schwarzen Meeres selbst ist den rumänischen Truppen also am Ende im Wesentlichen ohne Kampf überlassen worden, freilich in einem nach Achsenberichten weitgehend niedergerissenen, gesprengten und vom Feuer vernichteten Zustand. Den Rumänen nun mußte die kampflöse Übergabe der Stadt wohl gelegen kommen, hatten sie doch nach ihren eigenen Angaben seit Kriegsbeginn bis Ende September 20 000 Gefallene und 15 000 Vermißte, davon nochmals 7—8000 Gefallene, zusammen also 35 000 Mann absolute Verluste. Setzt man diese Zahlen in Vergleich mit der durch das deutsche Oberkommando auf den Stichtag des 31. August für die deutschen Armeen gemeldeten Zahl von ca. 100 000 Gefallenen und Vermißten, so ergibt sich ein erheblicher Satz rumänischer Verluste im Verhältnis zu den deutschen, obwohl die rumänischen Truppen in der Ausdehnung der Gesamtfront nur einen kleinen Sektor in Anspruch genommen, den weiteren Vormarsch über den Dniepr anscheinend zudem nicht mitgemacht haben — selbst wenn man die Differenz des einen Monats in Rechnung stellt.

Die finnischen Truppen besetzten am 1. Oktober Petrosawodsk an der Murmanbahn, während von dem nördlichsten Kriegsschauplatz an der Küste des Eismeeres Berichte über Kampfhandlungen nicht vorliegen. Dagegen läßt sich nun erkennen, daß die Engländer die Stadt Archangelsk als Durchgangspunkt für ihre Kriegsmaterialtransporte nach Rußland be-

nutzen, wo sie einige hundert Mann Verlade- und Sicherungsmannschaften stationiert haben sollen. Dies ruft zugleich Erinnerungen an den Weltkrieg; denn damals wurde zu gleichen Zwecken die Bahn gebaut, welche die Stadt am Weißen Meer über Wologda mit Moskau und dem russischen Osten verbindet.

Mit dem 2. Oktober setzte im zentralen Abschnitt der ausgedehnten Front eine neue große Operation der deutschen Truppen ein, welche die Umfassung, bezw. Vernichtung der Armeen Timoschenkos sich zum Ziel setzte. Diese wurden denn schon im ersten Ansturm aus den Positionen geworfen, die sie sich in wochenlangem, mühsamem Vorgehen erkämpft hatten und mit großen Teilen in zwei Kessel geschlossen, welche inzwischen bereits liquidiert sind, indem den deutschen Truppen erneut an die 700,000 Gefangene und zahlreiches Kriegsmaterial in die Hände fielen. Der deutsche Vorstoß ist indessen bereits weit über die Kesselräume fortgesetzt und hat in diesen Tagen den äußeren Verteidigungsring der Hauptstadt erreicht, während Timoschenko anscheinend Reserven aus dem Osten zugewiesen wurden, von deren Stärke, Rüstung und Einsatz nun das Schicksal Moskaus und das weitere Schicksal seiner Armee abhängen dürfte. Die Sowjetregierung und das diplomatische Korps haben indessen die Hauptstadt verlassen; die Regierung verlegt ihren Sitz nach Samara (Kujbyschew) an der mittleren Wolga.

In seiner großen Rede zur Eröffnung des Kriegswinterhilfswerkes 1941/42 am 3. Oktober hat Hitler — sie war übrigens als eine seiner besten Reden zu hören — die große Schlacht, die wohl als „Schlacht um Moskau“ bezeichnet werden darf, die letzte Entscheidungsschlacht dieses Jahres genannt. Nach den deutschen Berichten kann ein Zweifel nicht mehr bestehen, daß dies nicht nur den Abschluß der gigantischen Kämpfe im russischen Raum für dieses Jahr, sondern — wesentlich weitergefaßt — den Abschluß der großen Entscheidungsschlachten überhaupt bedeuten soll. Denn die deutschen Berichte sind darin absolut kategorisch, als sie — nach der gegen Timoschenko geschlagenen Schlacht — die russischen Armeen im ganzen als geschlagen betrachten, sodas mit einer Wiederaufnahme der Kämpfe in entscheidendem Ausmaß russischerseits im kommenden Frühjahr nicht zu rechnen, der Krieg in Rußland damit militärisch entschieden sei. Die russischen Stellen und die Berichte ihrer Alliierten sagen das Gegenteil. Demnach fehlt dem Neutralen zur Zeit die Voraussetzung eines Urteils. Entscheidendes wird zweifellos davon abhängen, inwieweit die schweren Verluste des russischen Rüstungspotentials in die Rechnung einzusetzen sind, d. h. ob die Kapazität der Rüstungsindustrie östlich des Ural den gewaltigen Ausfall kaum, weniger oder mehr auszugleichen vermag.

Diese Probleme sind zweifellos ein Haupttraktandum der Konferenz von Moskau gewesen, die am 2. Oktober unter nicht ganz klaren Umständen — nach einer Dauer von nur wenigen Tagen — abgeschlossen worden ist. Denn es dürfte weitgehende Klarheit darüber bestehen, daß weder England noch die Vereinigten Staaten vorläufig in der Lage sein können, den Sowjets in einem dem ungeheuren Verbrauch einigermaßen entsprechendem Maße Waffen, Fahrzeuge, Munition und Ausrüstung zu liefern. Die Rüstungsindustrie der Vereinigten Staaten ist noch keineswegs völlig entwickelt — mußte sie doch dieses Jahr zum Teil erst die Fabriken erstellen

und die entsprechende Zahl Arbeiter anlernen lassen! — Großbritannien aber wird den überwiegenden Teil seines Materials — noch vor einem Jahr war es — Dünkirchen! — völlig davon entblößt — in den kommenden Monaten fraglos dringend selber zu verwenden haben. Auch ist die Transportfrage noch keineswegs befriedigend gelöst — Meldungen aus Simla besagen z. B. deutlich, wieviel in Fran erst noch gebaut werden muß.

Die westlichen Alliierten.

Die jüngsten Reden Churchills haben im Grunde für den, der hören will, über diese Verhältnisse kaum einen Zweifel lassen können. Inzwischen ist auch das Gerücht über eine „Invasion des Kontinents“ wieder verstummt. Einen größeren Gefallen als mit diesem Versuch zum jetzigen Zeitpunkt hätten die Engländer der deutschen Wehrmacht wahrscheinlich nicht bereiten können! Der britische Botschafter in Washington, Lord Halifax — nach wie vor Mitglied des britischen Kriegskabinetts — war denn auch schon in seiner Rede vom 5. Oktober bereits mit aller Deutlichkeit von solchen Fantasien abgerückt; daß er deswegen von besonders „eifrigen“ Kreisen übel angefaßt wurde, kann jedenfalls an der Macht der Tatsachen nichts ändern. Ebenso ist es keine Frage, daß auch die übrigen Verantwortlichen Großbritanniens nüchtern genug denken, um sich über den heute noch bestehenden Rückstand der Rüstung gegenüber dem Reich — trotz dem russischen Feldzug! — keine Illusionen zu machen. Zwar haben die britischen Luftangriffe auf die besetzten Gebiete und auf das Gebiet des Reiches — von der Witterung immerhin stark beeinflusst — in erheblichem Maße angehalten, und es dürfte wohl zutreffen, daß Großbritannien mit seiner eigenen Produktion, und wesentlich verstärkt durch amerikanische Lieferungen, im Bereiche der Rüstung zur Luft seinen Rückstand am weitesten aufgeholt hat. Was im übrigen die „Invasion“ betrifft, so ist in diesen Tagen, natürlich mit voller Absicht gerade jetzt, der Bericht des Oberkommandierenden der britischen Truppen in Frankreich, Lord Gort, über den Feldzug 1940 im Westen veröffentlicht worden, der einen ausgesprochen warnenden Charakter trägt.

Die Lieferungen der Vereinigten Staaten an Großbritannien über das Leih- und Pachtgesetz, in dessen Rahmen übrigens erneut erhebliche Kredite beschlossen worden sind, gehen inzwischen in laufend verstärktem Maße weiter. Folgt man den britischen Berichten, so hätte sich unter ihrem Einfluß die Versorgung der britischen Insel mit Lebensmitteln in jüngster Zeit gehoben, indem, wie aus den Ausführungen Churchills zu entnehmen war, die Verluste an Schiffsraum sich andauernd auf einem gegenüber dem Frühjahr und Frühsommer vermindertem Grade halten sollen — bei gleicher Transportmenge. Außer den Lieferungen an Kriegsmaterial im eigentlichen Sinne sind, nach amerikanischen Berichten, in jüngster Zeit auch Unterseeboote aus den amerikanischen Beständen der britischen Flotte überlassen worden, während andererseits dauernd Kriegsschiffe Großbritanniens und neuerdings auch solche der französischen Dissidenten in Werften der Vereinigten Staaten zur Reparatur stehen.

Die Interventionspolitik der Vereinigten Staaten hat in der Berichtsperiode eine weitere, nicht unerhebliche Entwicklung zu verzeichnen. Der Antrag des amerikanischen Präsidenten auf Revision des Neutralitäts-

geseßes, der sich vorerst mit der Bewaffnung der amerikanischen Handelsschiffe begnügen will — anscheinend parallel der Stimmung der öffentlichen Meinung, die sich wohl immer noch zu einem Teil in dem Zwiespalt um den neuen Alliierten, das bolschewistische Rußland, befindet — ist inzwischen am 17. Oktober im Repräsentantenhaus im Verhältnis von 259 zu 138 Stimmen angenommen worden. Er hat nunmehr den Senat zu passieren. Man wird bei der Beurteilung seiner Aussichten zweifellos die Torpedierung des amerikanischen Zerstörers „Kearney“ — und soeben noch eines Handelsschiffes unter amerikanischer Flagge — gebührend in Rechnung zu stellen haben, während anderseits der rasche Griff nach Panama, das nun unter der neuen Leitung die Bewaffnung der unter seiner Flagge fahrenden Schiffe wieder aufgenommen hat, nach derselben Richtung gewertet werden muß. Kräftig sekundiert durch Wendell Willkie, den ehemaligen Gegner, der ihm die Republikanische Partei nach der außenpolitischen Richtung völlig zuzuführen bestrebt ist, schreitet Präsident Roosevelt energisch, aber in genauer Abwägung der innenpolitischen Stimmungslage, fort auf dem Wege zur Intervention, deren tatsächliche Realisierung nur eine Frage der Zeit ist.

Diese Umstände sind es auch, unter denen die in den letzten Wochen zeitweise umgehenden „Friedensgerüchte“ gewertet werden müssen. Daß sie von den Kriegsführenden beider Parteien auf das Schärffste dementiert wurden, wäre an sich noch kaum zwingend, sie als tatsächlich unbegründet anzusehen. Allein weder das Reich — auf dem Höhepunkt seiner militärischen Entfaltung — noch England — das seinerseits rasch dem Höhepunkt der eigenen Produktion zuschreitet und außer den von Tag zu Tag reicher dimensionierten amerikanischen Lieferungen die faktische Intervention des mächtigen Bundesgenossen immer näher rücken sieht — dürften heute schon zu irgendwelchen Kompromissen geneigt sein. Auch hier wird der Neutrale abwarten, indes er nach allen seinen Kräften bestrebt bleibt, die immer schärfer treffenden Wunden, die der Krieg den Kämpfenden schlägt, lindern zu helfen.

Balkan und Naher Osten.

Um das türkische Chrom ist es stiller geworden. Wieder einmal ist es dem einzigartigen diplomatischen Geschick der türkischen Staatsmänner gelungen, die gefährliche Klippe zu umfahren, die aus dem Widerstreit der kriegsführenden Interessen um die Position ihres vielbegehrten Staates erwachsen war. Der deutsch-türkische Handelsvertrag ist unter Dach — und die Beziehungen zu England, mit dem die Türkei nach wie vor im Bündnis steht, sind gleichwohl stabil geblieben. Es erhebt sich indessen die Frage, wie lange diese Lage noch in der Schwebe gehalten zu werden vermag. Sind erst einmal die kriegerischen Operationen in den Gebieten des Nahen Ostens und Nordafrikas wieder in Gang gebracht — neben anderen Faktoren läßt auch die Umgruppierung der britischen Truppen auf kommende Ereignisse schließen —, so wird wohl für dieses Land die Entscheidung fallen. Indessen sah sich Afganistan — als neutraler Staat in einer geographisch verzweifelter Lage — dem scharfen Druck der englisch-russischen Koalition ausgesetzt; es hat sich ihm mit Beschleunigung gefügt.

Während die serbischen Gebiete je länger desto weniger zur Ruhe kommen wollen — auch denkbar drastische Maßnahmen und fortgesetzte Repres-

sionen konnten das Feuer des Aufruhrs nicht ersticken — hat sich in Ungarn ein Zwischenfall zugetragen, der irgendwie an den Selbstmord des Ministerpräsidenten Grafen Teleki unmittelbar vor dem Einmarsch der Truppen des Deutschen Reiches nach Jugoslawien erinnert: der ehemals vielgenannte Führer der ungarischen Kleinlandwirtepartei, Tibor von Eckhardt, ist ausgebürgert worden, weil er in den Vereinigten Staaten eine ungarische Bewegung gegen die amtliche Politik seines Landes ins Leben rufen will. So erzeugt der Druck des Krieges mit seinen weittragenden Einflüssen und Entschlüssen in manchen Ländern Spannungen, die ihrerseits fortgesetzt Elemente weiterer Spannungen in sich tragen.

Ferner Osten.

Der Rücktritt des Ministerpräsidenten Fürst Konoye hat keineswegs vermocht, den Schleier über den Absichten der japanischen Politik zu lüften. Im chinesischen „Zwischenfall“ bleibt sie einstweilen festgefahren. Auch der Versuch, die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten, die nach wie vor für diese wie für Japan — nicht für Japan allein! — bedrohlich bleiben, einer Entspannung zuzuführen, ist von einem irgendwie greifbaren, geschweige denn dauernden Erfolg nicht begleitet gewesen. So bleibt der Beobachter auch hier über die wirklichen Ursachen reichlich im unklaren, vor allem über die Beziehungen der japanischen Wachtablösung zu der fortschreitenden Entwicklung der Auseinandersetzung um Rußland. Gewiß ist nur, daß bei der Beurteilung dieses Ereignisses so wenig auf die Berichte aus den kriegführenden Ländern abgestellt werden kann, wie in anderen Fällen, in denen die Entwicklungen dritter Staaten in Frage stehen; denn es hat hier, mit der längeren Dauer des Krieges nur verstärkt, stets die Propaganda zuvorderst ihre Hand im Spiele. Die Abklärung auch dieser Situation wird angesichts der engen Verknüpfung der amerikanischen Interessen mit den Problemen des Fernen Ostens freilich nicht lange auf sich warten lassen, ganz abgesehen davon, daß die Ereignisse im russischen Feldzug auch hier zu einer plötzlichen Wendung führen können.

Frankreich.

Die Politik des Marschalls geht ihren überlegten Gang. Freilich — auch sie vermag die schlimme Versorgungslage des Landes nicht zu heben; allein die politischen Maßnahmen versuchen das Äußerste, die Stimmung nach Möglichkeit zu beruhigen. Daß dies bitter notwendig ist, erweisen die täglichen Zwischenfälle im besetzten Gebiet; auch hier konnte, trotz fortgesetzter schärfster Repressionsmaßnahmen, das Feuer des Aufruhrs nicht erstickt werden. Während Pierre Laval seiner endgültigen Genesung entgegengeht und in seiner Zeitung die Annäherungspolitik ebenso entschlossen wieder aufnimmt, wie er sie vor den Schüssen von Versailles vertreten hat, und indes die Legion, auf Adolf Hitler vereidigt, im Begriff steht, sich als symbolische Verstärkung in die Front gegen das Heer Stalins zu stellen, fallen die Schüsse von Mantez. Ein hoher deutscher Offizier ist das Opfer. Die Attentäter entkommen im Dunkel der Nacht. Wieder werden Geiseln erschossen. Ein zweiter deutscher Offizier fällt. Inzwischen hat der Marschall im Wege vorläufiger Verfügung die Verantwortlichen des Zusammenbruchs auf die Festung führen lassen. Ein deutscher Diplomat hat seinen Posten bei der

Regierung von Vichy bezogen. Allein trotz aller Bemühungen verdunkeln sich von Tag zu Tag die Wolken, die über dem unglücklichen Lande dahinfahren, und noch ist keine Aussicht auf Frieden.

Zürich, den 22. Oktober 1941.

Jann v. Sprecher.

Schweizerische Umschau.

Heutige Aufgaben der Schweizerischen Geschichtsschreibung / Kleine Nachlese auf dem Rütli, zu Schwyz und anderwärts in der Eidgenossenschaft.

„Historia vitae magistra!“ — Daß die Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens sei oder sein sollte, ist wohl die verbreitetste Auffassung von der Vergangenheit. Meist drückt sie sich in dem naiven Gedankengang aus, daß sich in der Geschichte gewissermaßen Präzedenzfälle fänden, aus denen für das politische und kulturelle Verhalten Lehren gezogen werden könnten. Eine Stufe höher steht schon die Meinung, daß die Geschichtsschreibung die großen Linien des staatlichen Geschehens herausarbeite, um deren Fortsetzung, Kontinuität, zu gewährleisten. Noch höher ist der Standpunkt zu werten, wonach die Geschichte dem Volke sein eigenes Wesen aufzeigen soll: „Es ist eine der Aufgaben der Geschichtsschreibung, einem Volke seine besondere Idee, seine historische Aufgabe zum Bewußtsein zu bringen.“ (Droysen). Dieser Ansicht möchte ich aber gleich beifügen, daß die Geschichte auch dazu dienen soll, dem einzelnen Menschen einen sittlichen Rückhalt zu gewähren, eine gute Tradition zu schaffen. Damit wären wir also auf dem Punkte angelangt, wo man die Geschichte eindeutig als Mittel zum Zwecke der Volkserhaltung und Volkserziehung betrachtet. Die nächsten Jahrzehnte dürften mit dieser Tendenz Geschichte schreiben. Solchen Eindruck trugen auch die Teilnehmer an der 100 Jahr-Feier der „Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz“ zu Ende September mit nach Hause. Die Rede von Professor Feller über „Hundert Jahre schweizerischer Geschichtsforschung“ — ich verweise dazu noch auf die sein abgewogene Darstellung Fellers: „Die schweizerische Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert“ — begann mit einem Lob auf die vaterländisch-idealistische Historie Johannes von Müllers, schilderte die sich mit Euthych Kopp anhebende kritische Forschung, ging auf den Realismus und Positivismus ein, der den fortschrittsgläubigen Bundesstaat bis zum Weltkrieg beehrte, benannte die Werke von Dierauer, Dändliker und Dechli als Höhepunkte kritischer Darstellung, um letzten Endes festzustellen, daß die neueren Geschichtsschreiber nun wieder Synthetiker geworden seien, die das Irrationale pflegten und aus einer Weltanschauung ein einheitliches Geschichtsbild formen wollten. Das Pendel hat also bereits von der kritischen Geschichtsforschung weg auf die andere Seite hin ausgeschlagen, und es dürfte nicht viel fehlen, bis aus der neuen weltanschaulichen Betrachtung auch die weltanschauliche Belehrung durch die Geschichte folgt. Jedenfalls schloß die Darstellung Professor Fellers unter dem Hinweis auf den erfolgten methodischen und weltanschaulichen Bruch mit der Vergangenheit, ohne eine andere Entwicklungsrichtung anzukündigen. Als kennzeichnend für die neue Situation schien mir besonders zu sein, daß er es wagte, den vielverkannten konservativ-christlichen Historiker Heinrich Gelzer zu zitieren, für welchen Landsmann das ganze „Siècle de l'histoire“, das 19. Jahrhundert, bei uns sozusagen überhaupt nichts übrig hatte.

Geschichtsphilosophie, das Nachdenken über den Sinn der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, ist noch nie die Stärke der Schweizer gewesen. Ihr historischer Betrieb erwuchs jeweilen einfach aus der weltanschaulichen und wissenschaftlichen Gesamtlage; er war mehr Praxis als Theorie. So ging die kritische Schule aus dem Individualismus der französischen Revolution hervor. Das große Reinemachen, welches sie verfügte, war die Wirkung von dessen Traditionslosigkeit in Verbindung mit dem von der Aufklärung hergekommenen Tatsachensinn. Wenn sie nur noch verkündete Tatsachen gelten lassen wollte, ja die Geschichte gar als eine exakte Wissenschaft betrachtete, so brauchte das bei uns keine langen philosophischen Vorbereitungen, sondern lag direkt im Zuge der Zeit. Vielleicht wäre es doch besser, wenn sich die Historiker etwas mehr mit dem Sinn ihrer Tätigkeit abgaben. Zumeist steht man noch unter dem Eindruck, daß Geschichte einfach um ihrer selbst willen getrieben wird, aus Freude am Forschen und Darstellen. Zahlreiche Titel in der „Zeitschrift für Schweizer Geschichte“ und fast alle Ortsgeschichten mögen davon zeugen. Jedemal, wenn der Verfasser das Wichtige wie das Unwichtige mit gleicher Kraft sprechen läßt, also nicht die Gabe der Unterscheidung bekundet, kann man sicher sein, daß kein höherer Gesichtspunkt das Werk beherrscht. So gewiß aber die unvoreingenommene Forschung und Feststellung die Vorstufe der Geschichtsschreibung darstellt, so gewiß ist hernach eine Sichtung des Stoffes notwendig, damit die Geschichte jenem Zwecke dienen kann, die Lehrmeisterin der Gegenwart zu sein. Was soll uns nun aber die Geschichte lehren? Leider blieb uns auch die 100 Jahrfeier der „Geschichtsforschenden Gesellschaft“ diese Begleitung für die Zukunft schuldig, womit sie getreulich ihrem Grundsatz folgte, die Geschichte wohl zu erforschen und zu begleiten, ihr aber nicht vorauszuweichen. So müssen wir gewärtig sein, ob von Seiten Einzelner der Geschichtsschreibung Form und Stil verliehen wird. Wenn auch derzeit die prinzipiellen Betrachtungen noch fehlen, so schälen sich doch aus der neueren Literatur jetzt allmählich die künftigen Richtlinien hervor: Statt der alles überwuchernden Staatsgeschichte weiter zu huldigen, legen die Jungen — wie Professor Zeller zutreffend sagte — den Nachdruck auf Geist und Gesittung; auch arbeitet man den christlichen Gehalt der Eidgenossenschaft, die Bildung der Herrschaft durch das Volk in kleinen Kreisen und die Unabhängigkeit des Vaterlandes heraus. Dies tritt allerdings in den neuen Darstellungen von Nabholz-Zeller-von Muralt-Bonjour weniger zu Tage als in den weiteren — volkstümlicheren — Werken von Gagliardi, Feuz, Fischer, Gitermann und Bessire. Beachtung verdient überdies in dieser Hinsicht eine neuartige, das Vaterland eigen deutende Literatur, wie sie in den Büchern von Bauhofer: „Eidgenossenschaft“, Häusler: „Die Geburt der Eidgenossenschaft aus der geistigen Urschweiz“ und Englert-Faye: „Vom Mythos zur Idee der Schweiz“ zum Ausdruck kommt. Die Fäden der Betrachtung verlaufen da bis in die Mystik hinein. Wahre Geschichtsschreibung wird sich indessen stets in Zucht halten. Die beste, aber bei weitem nicht überall bestehende Gewähr dafür ist die Sachkunde und der feste weltanschauliche Standpunkt. Allzulange glaubte man, gewissermaßen von außen her die Geschichte des Staates, der Kultur, des Rechtes, der Kirche schreiben zu können, ohne selber in den Materien der Politik, der Volkskunde, Literatur und Kunst, des Rechtes und der Religion daheim zu sein. Das Resultat war eine Aneinanderreihung von Tatsachen ohne Würdigung nach der Bedeutung. Das mag angehen, solange es sich nur um Quellenforschung handelt. Geschichtsschreibung aber, das Endprodukt aller historischen Tätigkeit, bedingt Sach- und Fachkenntnisse. Darauf zu dringen, dürfte eine besondere Aufgabe der Zukunft sein.

Der Mangel an Sachkunde tritt hauptsächlich in den ungezählten Ortsgeschichten zu Tage. Zumeist haben sich die Verfasser getreu der positivistischen Methode einfach damit begnügt, die historischen Tatsachen darzustellen, und

es kamen auf diese Weise jene blut- und lebenslosen Bücher zustande, die wohl als Nachschlagebücher dienen konnten, aber niemals die Liebe zur Heimat förderten. Noch heute ist diese Art Geschichtschreibung, wie gerade ein eben erschienenenes großes Ortsgeschichtswerk lehrt, nicht ausgestorben. Auch hier an Ort und Stelle, in Dorf und Stadt, sollte aber die Geschichte die Lehrmeisterin zu den höheren Zielen sein, die oben angedeutet wurden. In mehr als einer Gemeinde dürfte sich deshalb unter den heutigen veränderten weltanschaulichen und politischen Verhältnissen die Notwendigkeit aufdrängen, die lokalgeschichtlichen Darstellungen neu zu gestalten. Man muß mit der positivistischen Methode dabei grundsätzlich brechen. Den Ersatz dafür sehe ich in allerdings quellenmäßig fundierten, aber nach den großen erzieherischen Gesichtspunkten ausgerichteten Geschichtsbildern, die Licht und Schatten von den neuen Standpunkten aus richtig verteilen. Ich verhehle mir dabei allerdings nicht, daß damit höhere Anforderungen an die Verfasser gestellt werden als bisher, nämlich noch schriftstellerische Anforderungen, über die bei weitem nicht jeder Lokalhistoriker, ja nicht einmal jeder Allgemeinhistoriker verfügt.

Wir sehen hier, daß zwischen geschichtlicher Quellenforschung und Geschichtschreibung gut unterschieden werden muß. Allerdings gibt es ohne Quellen keine Geschichtschreibung, aber die Quelledarstellung kann allein noch nicht als Geschichtschreibung angesprochen werden, wie man so oft irrtümlich meinte. Das Hauptverdienst der „Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft“, die eben das erste Jahrhundert ihres Bestehens vollendete und bekanntlich auch aus der diesjährigen Bundesversammlung beschenkt wird, ist nun die Aufdeckung der Quellen, aus denen sich die Geschichtschreibung und unsere historische Erkenntnis formt. Die Gesellschaft begleitete damit gewissermaßen den schweizerischen Bundesstaat auf seinem Wege, den Bundesstaat, dessen Vorgeschichte nicht in den Bereich der kantonalen historischen Gesellschaften fiel und dem sich sonst geschichtlich niemand angenommen hätte. Anders ausgedrückt beschäftigte sich die Gesellschaft mit der Geschichte des schweizerischen Zentralismus. Mehrere Seiten füllen in der Gedentschrift „Hundert Jahre Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz 1841—1941“ die Titel aller der Zeitschriften, Urkundenjournale, Chroniken und Bibliographien, die ihrer Obhut entsprangen. Die wichtigsten sind wohl die „Quellen zur Schweizer Geschichte“ und das neue „Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft“. Allmählich schwinden nun allerdings die Möglichkeiten, ältere Quellen herauszugeben, und die Gesellschaft hat sich darum bereits einem „Repertorium über die Verhandlungen der Bundesversammlung“ von 1848 bis 1930 zugewendet. Man könnte nun glauben, gerade die letzten beiden Jahrhunderte mit ihrer gesteigerten Drucktätigkeit böten nicht mehr viel Gelegenheit zu Quelleneditionen, aber trotzdem harren der „Geschichtsforschenden“ auch für diese Zeit noch zahlreiche Aufgaben. Ich meine vor allem eine Sammlung der hauptsächlichsten Akten zur Parteigeschichte, wenn man schon nur auf dem politischen Boden bleiben will.

Die wohlgelungene 100 Jahr-Feier zu Bern brachte uns aber in einer Rede von Professor Näf auch „Schweizerische Ausblicke auf die allgemeine Geschichte“. Der Vortragende betonte, daß die gewöhnliche Entwicklung wohl von der Lokalgeschichte zur Schweizergeschichte gehe, daß sich aber Einsichten in diese auch durch Vergleiche mit der auswärtigen Geschichte ergäben. Die europäische Geschichte der Schweiz sei noch nicht geschrieben. Es müßte auch wertvoll sein, vom schweizerischen Standpunkte aus, der Manches klarer beurteile, als es die beteiligten Ausländer könnten, eine neue Auffassung der Weltgeschichte zum Ausdruck zu bringen. Professor Näf hat damit auf einen ziemlich wunden Punkt, aber zugleich auch auf neue dankbare Aufgaben hingewiesen. Wie die Schweiz überhaupt jahrzehntelang ein isoliertes Dasein führte, so isolierte sich auch die Geschichtswissenschaft auf rein schweizerische

Belange. Nur selten warf man Blicke über die Grenze — ich erinnere an die Werke von E. Fueter: „Weltgeschichte der letzten hundert Jahre“ und W. Hünerwadel: „Allgemeine Geschichte 1814—1914“ — und wenn es geschah, so pflegte man irgend eine neutrale oder ausländische Betrachtungsweise anzunehmen, nicht aber den schweizerischen Maßstab an das Geschehen anzulegen. Der Grund dafür mag in der geistigen Lage der Geschichtsschreibung überhaupt gelegen sein. Je fester wir aber im Innern einen Standort gewinnen, desto eher dürfte es möglich sein, daß Schweizergeschichte und Weltgeschichte einander befruchten.

* * *

Bundespräsident Wetter hat am 1. August 1941 zur Gründungsfeier der Eidgenossenschaft eine ungewöhnliche Rede gehalten. Der Wandel gegenüber den Worten, die anno 1891 gesprochen wurden, als man 600 Jahre nach der Gründung die Bundesfeier zum ersten Male beging, muß auffallen. Was stand damals im Vordergrund? Man pries das Gedeihen, die Sicherheit und Ruhe, den Fortschritt und die Ehre des Vaterlandes, die Freiheiten, die es gewährte und das Wohllieben, welches es bot. Die verschnörkelte klassizistische Kulisse, vor der sich das erste Festspiel zu Schwyz abwickelte, war das äußere Sinnbild jener alle Güter der Welt sicher genießenden Epoche. Ein halbes Jahrhundert ist seither verstrichen, und schon hat die offizielle Bundesfeierrede einen ganz anderen Grundton. Er lautet dahin, daß heute alles in Frage gestellt ist, daß wir alles neu erwerben müssen, um es wirklich zu besitzen. Sicherheit hat sich in Unsicherheit gewandelt; das Vollgefühl des Besitzenden ist der Sorge um den Besitzstand gewichen. Nicht daß natürlich der Bundespräsident sich dahin ausgesprochen hätte, aber wir hörten diesen Grundton herausklingen: Eine neue Begründung des Daseins und der Eigenart unseres Staates ging voran, dann folgte eine in einer lobenden Feststellung versteckte Mahnung zum Eidgenossentum, zu Pflichterfüllung und Selbstbeschränkung, ein Appell an den Glauben und die Glaubensstat, letztlich noch ein Gebet. Damit entsprach die Rede auf dem Rütli ganz der heutigen Lage. Für Schwerhörige hätte man vielleicht noch etwas deutlicher reden dürfen. Um das Maß des Wandels voll zu machen, hatte Landammann Walker eben zuvor in der nächtlichen Feierstunde den Föderalismus als das tragende Prinzip der Eidgenossenschaft vom Glanze des eben entzündeten Rütlifeuerz bescheinen lassen. Kennzeichnend war auch, daß der Bundesrat diesmal nicht wie 1891 zum Preise des wie selbstverständlich bestehenden Staates ein trockenes Werk über „Die Bundesverfassungen der Schweizerischen Eidgenossenschaft“ hinausgehen ließ, sondern durch besondere Gedenschriften der Jugend die alte und doch immer noch jung-kraftige Eidgenossenschaft ans Herz legte. Hinab wendet sich also unser Geist zur Besinnung auf die tiefsten Grundlagen des Glaubens, der Politik und der Kultur. Noch sind wir allerdings bei weitem nicht zu tiefst gelangt, aber es ist doch ein freudiger Trost zu wissen, daß wir auf dem rechten Wege sind. Mögen die flinken Fackelträger die Kunde davon, daß wir allmählich wieder zu den verschütteten Quellen des Eidgenossentums vorstoßen, zugleich mit dem lodernden Rütlifeuer in alle Gaue des Vaterlandes hinausgetragen haben!

Man darf heute schon gestehen, daß manchem Mitbürger die laute und anhaltende Feier des 650. Geburtstages unseres Bundes etwas unangenehm gellend in die Ohren geklungen hat. Mancher fragte sich, ob denn die wohlgesetzten und vielleicht sogar auch selbstgefälligen Worte, wie sie über ungezählte Ratsherren und Vereinsmitglieder ergingen, auch wirklich aus dem Herzen kämen. Unser Volk hat eben gegen das viele Reden immer ein gewisses Mißtrauen und vermutet leicht, daß damit ein Mangel an Substanz verdeckt werden wolle. Viel

lieber ist es ihm, wenn etwas — die Liebe und Treue zum Vaterland beispielsweise — so selbstverständlich vorhanden ist, daß einem gar nicht der Sinn daran kommt, viel davon zu reden. Ich kann mir an dieser Stelle den Hinweis darauf nicht versagen, daß z. B. der älteste Bundesbrief vom Jahre 1291 die „Ehre“ nicht als Schutzobjekt hinstellt, während sie nun in den ausgezeichneten Proklamationen des Generals und des Bundesrates eine wesentliche Rolle spielt. Oskar Bauhofer ist in der „Schweizerischen Rundschau“ (April 1941) der Frage nachgegangen, warum die alten Eidgenossen ihrer „Ehre“ keine Rolle zubilligten, und er hat gefunden: „Wenn wir nun noch einmal fragen, warum die alten Eidgenossen nicht unter allen Dingen, die ihnen teuer waren, auch „ihre Ehre“ schützen und verteidigen wollten, so lautet die Antwort einfach genug: weil ihre Ehre nur in den Dingen selber liegen konnte, für welche sie mit Leib und Gut gemeinsam einzustehen gewillt waren. Ihre Ehre war vollgültig umschrieben durch den Sinngehalt des Wortes Eidgenossenschaft. Die Ehre ist eine hohe und verschwiegene Sache, — denn sie kann eigentlich nur gelebt und im Leben bewährt werden.“ Wenn nun trotzdem bei Anlaß des Jubiläums so viel von Dingen die Rede war, die man früher als selbstverständliche Güter kaum der Rede wert hielt, so wollen wir das gerne dem Strome der Zeit zugute halten. Was übrigens der Bundesrat und der General dem Volke gesagt haben, mußte gesagt sein. Großen Eindruck machte besonders die Botschaft des Bundesrates: es war eine klare Willensäußerung, die durch das Verlesen in den drei Amtssprachen des Bundes Relief gewann. Kernige Sätze finden sich auch in der Ansprache des Generals: „Die junge Eidgenossenschaft“, so sagte er, „schöpfte ihre Lebenskraft aus dem Bundesgedanken, der gegenseitigen Hilfsbereitschaft, der Selbständigkeit der Gemeinden, der Zusammenarbeit der Klassen und dem planmäßigen Ausbau ihrer Streitmacht. Hierauf beruht das Geheimnis ihres langen Bestehens“. Schwyz, welches das Zentrum der Feierlichkeiten bildete und dafür durch den Standort des Bundesbriefarchives vorausbestimmt war, hat sich außer diesen Rundgebungen auch noch um das Bundesfeierspiel des Cäsar von Arx bemüht. Wiederum dem Ernste der Zeit entsprechend, nahm dieses Spiel beinahe liturgischen Charakter an und erfüllte noch wochenlang manchen Eidgenossen mit tiefen Gedanken. Wenn im übrigen der 1. August auch nicht, wie anfänglich geplant war, zum staatlichen Feiertag erhoben wurde, so tat das dem Eindruck des Tages nicht nur keinen Abbruch, sondern entsprach im Gegenteil dem schlichten Sinn unseres Volkes.

Wer vermöchte noch alle die anderen Rundgebungen zum Geburtstage der Eidgenossenschaft im ganzen Lande herum und auch in den Kolonien der Auslandsschweizer zu nennen? Jedermann machte sich eine Ehre daraus, den Tag mit besonderer Feierlichkeit zu begehen; Lieder und Schauspiele verschönten ihn. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß die Kunde von unserem nationalen Wiegenfeste auch ins Ausland drang. Der Nachhall war allerdings unterschiedlich. Während da und dort die Regierungen und Zeitungen der Eidgenossenschaft als einem Hort der Freiheit Anerkennung zollten, blieb man anderwärts am 1. August stumm. Ein freundliches Handschreiben des Papstes Pius XII. an den Bundesrat wurde besonders vermerkt; der Pontifex beglückwünschte darin unsere Regierung dazu, daß sie bestrebt sei, „die Rechte und Pflichten der Religion unverfehrt zu erhalten“. In den Chor der Feiernden stimmten natürlich auch unsere Zeitungen und Zeitschriften ein; an dieser Stelle müssen wir uns mit einer lobenden Hervorhebung der Pfadfinderzeitschrift „Kim“, der „Schweizerischen Erziehungs-Rundschau“ und des im Zwingli-Verlag erscheinenden „Grundriß“ begnügen. Zum Schluß sei mir immerhin noch vergönnt, aus der großen Redeliteratur zwei Ansprachen herauszugreifen, die wohl zu dem besten gehören, was die Jubiläumsbundesfeier hervorgebracht hat. Beide sind zu Winterthur gehalten worden und sollen von der Qualität auch derjenigen Reden zeugen, die nur einem kleinen Kreis zu Gehör kamen. Zu den „Sechshundertfünfzig Jahren Schweize-

rischer Eidgenossenschaft“ ergriff im dortigen Staatsbürgerkurse Dr. Eduard Boßhart das Wort. In klarer und fein abgewogener Formulierung hat er den jungen Hörern Erbgut und Bewährung unseres Volkes und Staates vor Augen geführt. Andererseits predigte am Sonntag nach der Bundesfeier in der dortigen Stadtkirche Pfarrer Dr. J. C. Gasser über den Text Matthäus 22, 15—122: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!“ In seltener Weise vereinigt diese Predigt biblischen Glauben mit Staats- und Kulturverständnis. Der Prediger erinnert daran, daß man in diesem Gedenkjahr 1941 ungezählte Male unser Volk und Vaterland dem göttlichen Machtshutz anbefohlen habe und mahnt dann aber: „Ein aufrichtiges Vertrauen auf den göttlichen Machtshutz kann es nur da geben, wo man ernst macht mit dem biblischen Fundamentalsatz: „Ich bin der Herr, dein Gott“.

Bülach, am 16. Oktober 1941.

Walter Hildebrandt.

Kultur- und Zeitfragen

Soldatentheater.

La Cité sur la Montagne und anderes.

Nachdem die großen Aufführungen der Landesausstellung vorüber waren und die erste und zweite Mobilisation in das Privatleben der meisten tief eingegriffen hatte, schien es, als ob das eigentliche Schweizer Volkstheater vorläufig fast ganz ruhen müsse. Aber der elementare und gute Trieb bei uns in der Schweiz, im Schauspiel, an dem sich möglichst alle — als Mitspieler und als Zuschauer — beteiligen, dem Willen zur Existenz als Schweizer künstlerischen Ausdruck zu geben, dieser gesunde Trieb, im Spiel bildhaft, schaubar darzustellen, was man als Schweizer ist und sein will, dieser Wille, wie er ja für die Schweizer Gemeinwesen des 16. Jahrhunderts auch von besonders hervorragender politischer Bedeutung wurde, konnte auch nicht durch die Mobilisation einfach aufgehoben werden. Er suchte und fand seine andere, heute gemäße Ausdrucksform: im Spiel der Schweizer Soldaten, die damit in gewisser Weise nicht nur nach außen hin — rein wehrmäßig — den Schutz der Eidgenossenschaft übernommen haben, sondern auch von innen her, als Wahrer und Hüter der eidgenössischen Idee.

Allerdings muß betont werden, daß diesmal die welsche Schweiz der deutschsprachigen ein gutes Stück voraus ist. Während unter Oberst du Pasquier bereits im ersten Mobilisations-Winter die Jura-Brigade Gonzague de Reynolds „La gloire qui chante“ zur eindrucklichen Darstellung brachte, unternahm es das Freiburger Gebirgsinfanterie-Regiment 7, in Verbindung mit den „Compagnons de Romandie de Genève“, auch im letzten Winter die Aufführung großen Stils einer anderen Dichtung Gonzague de Reynolds herauszubringen und damit von Ort zu Ort zu reisen. Bei uns hingegen reichte es nur zu einigen mehr oder weniger guten und interessanten Soldaten-Cabarets und der revueartigen militärischen Aufführung „500 Tag im Dienst“ der 5. Division, worauf noch zurückgekommen werden soll. Es wäre jetzt wirklich an der Zeit, daß sich die Dichter, Musiker, Regisseure und begabten Laien-Darsteller auch in einer größeren Einheit der deutschsprachigen Schweiz zusammenfinden und auf unsere Weise künstlerisch zum Ausdruck bringen, wie es uns die Welschen nun schon zum zweiten Mal auf ihre Art eindrucklich gezeigt haben. Es ist dabei sicher nicht leicht, erst einmal